

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

3 (5.1.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Das Wunder

Von J. E. Forst

„Sie werden staunen und zweifeln“, sagte der Dide, der sich als Bernhard Beußelt vorgestellt hatte, denn die Geschichte klang ganz ungläublich. Aber ich habe mich von der Wahrheit der Sache überzeugt. Es ist ein klassischer Fall für meine Behauptung, daß es keine Wunder gibt und nie welche gegeben hat.“

„Ja — aber“, versuchte sein Gegenüber zaghaft einzumenden. Er hatte sich als Philipp Ossendorf, Generalvertreter der Meunar-Werke vorgestellt.

Beide hatten sich auf die einfachste Weise von der Welt kennen gelernt. Beim Passieren der Billettkontrolle, die zum Bahnsteig führte, war Beußelt dem Vertreter der Meunar-Werke auf den Fuß getreten.

„Entschuldigen Sie vielmals!“ hatte der Dide zu seinem Vordermann gesagt. „Das Gedränge ist schuld daran. Das ist ja fürchterlich hier. Da steht man zwei Stunden wie die Heringe in der Tonne, und nachher drängen die Leute noch wie verrückt.“

Der getretere Vordermann lächelte verständnisvoll und selbst-mitleidig. Sein Fuß tat ihm noch sehr weh, denn seiner Schätzung nach waren es gute zwei Zentner, die sich mit Nachdruck darauf niedergelassen hatten. Jedenfalls waren beide so ins Gedränge gekommen und hatten in gleichen Anteil Platz genommen.

„Wenn Sie zu mir ins Abteil kommen wollen, erzähle ich Ihnen die Geschichte.“

Als sie das Gepäck verpackt hatten, suchte Philipp Ossendorf das Gespräch in Gang zu halten, denn er war eine sehr mittelstimmige Natur. Als Selbmademan war er sehr stolz auf seine Erfolge — vielleicht weil sein Unterbewusstsein ihm aufküsterte, daß er die Erfolge in dem Ausmaß nicht verdiente — und er hatte allmählich die Gewohnheit angenommen, jedem Menschen, mit dem ihn der Zufall nur zwei Stunden lang zusammenführte, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Die Geschichte eines deutschen Mannes, der alles sich selbst und ausschließlich seiner Tüchtigkeit verdanke (meinte er). Der Dide schien ja ebenfalls recht guter Laune und geduldig von Natur.

„Bernhard Beußelt! Aha! Ein schwerreicher Mann wahrscheinlich, mit dem man vielleicht ebenfalls Beziehungen anknüpfen konnte, dachte Philipp Ossendorf. Er hielt sich selbst für einen sehr guten Psychologen. Aus der Kleidung, der goldenen Uhr, der selbstverständlichen Art, mit der der Dide in der zweiten Klasse Platz nahm (als hätte er bis zur Stunde keine Ahnung davon, daß es auch Leute gab, die dritter Klasse reisen!), aus dem Gesichtsausdruck, aus dem man ein von Kindheit an glänzend geführtes Leben und also Reichtum von Hause aus ablesen konnte, aus der Art, wie er sich eine imponierende schwarze Braut aus der Lederkiste holte, mit einem goldenen Messerchen die Spitze abschneidete und dann mit einem goldenen Feuerzeug anzündete, wie er genierlich auf dem blauen Duffel roch, aus all diesen und aus vielen anderen kleinen Zügen folgerte Ossendorf, daß er eine lobenswerte Bekanntheit gemacht hatte. Er wollte ihm gleich seine Lebensgeschichte erzählen. Selbst! Aus einem Instinkt konnte sich manchmal das fabelhafteste Gefühl entwickeln.

Natürlich war Ossendorf sich klar darüber, daß er nicht Annull und Fall mit seiner Lebensgeschichte beginnen durfte. Die Präjudizien waren ebenso wichtig; die richtige Empfangs Stimmung mußte beim andern erst durch eine Art Duvertüre vorbereitet werden.

„Ja, ja“, sagte er, als er auch sah und ebenfalls eine Braut (eine gewöhnliche holländische Farbe) anesündete hatte. Dieses „ja, ja“ klang so, als hätte er eben die Belträstel zu lösen versucht und als sei er höchst unzufrieden und ganz und gar nicht fertig damit.

„Ja, ja — wissen Sie, wenn ich so mein eigenes Leben überdenke, könnte ich Beweise genug dafür anführen, daß —“

„Also das war noch in der Vorfrühszeit, in einem Schwarzwald-dörchen“, fuhr der Dide fort, der sich durch Ossendorf durchaus nicht unterbrechen ließ. Der Dide hörte offenbar gar nicht, daß sein Reisepartner eben mit seiner interessanten Lebensgeschichte beginnen wollte.

„Es lag da irgendwo bei Freiburg.“

Der Dide sah offenbar gar nicht, daß sein Gegenüber es kaum erwarten konnte, seine interessante Lebensgeschichte anzuhören. Er führte eine unbestimmte, halbkreisförmige Bewegung in der Luft aus, die das „da irgendwo“ illustrieren sollte. Aber die Bewegung war ein bißchen heftig ausgefallen, so daß die weiße Äsche der schwarzen Braut dem Fabrikvertreter auf die Halsgabel fiel.

„Ob, entschuldigen Sie vielmals!“ eiferte der Dide. „Habe ich Ihnen weh getan? Sind Sie durch die Äsche verbrannt worden?“

„Ach, das macht nichts!“ beistete sich Ossendorf zu erwidern und schlug mit dem Taschentuch die Äsche von seinem Rock ab. „Wegen so einer Kleinigkeit wollen wir kein Aufhebens machen. Da habe ich mich in meinem Leben schon ganz anders verbrannt. Ueberhaupt wenn ich so mein Leben erblide, könnte ich genug Beweise dafür beibringen.“

„Mittags war ich also in Freiburg“, fuhr der Dide unachtsam fort, „und eine Stunde später bin ich auf einer Landstraße nach Sinterzorien. Kennen Sie den Schwarzwald? Wunderbar! Da erhebt sich ein mächtiges Kreuzifix auf einem kleinen Hügelchen, und da soll das Wunder passiert sein. Ich denke, mich laßt der Affe. Wissen Sie, ich glaube an keine Wunder. Sagen Sie mal, Kind Gottes, glauben Sie an Wunder?“

„Direkte Wunder? Es kommt darauf an. Ich habe allerdings in meinem Leben schon Sachen mitgemacht, die so merkwürdig waren —“

„Eine arme Frau wanderte auf dieser Chaussee und mußte nicht mehr aus und ein. Sie war am Verhungern, saßen die Leute. Nicht einen Scher in der Tasche. Seit Tagen nichts gegessen. Ein hungriges Kind auf dem Arm. Netter Zustand! Also diese Frau wußte sich aus Verzweiflung vor dem Kreuzifix nieder und leckt um Hilfe. Ich kann mir das schon ausmalen. Dabei klammernten ihre Hände die Säule des Gekräfters. Sehen Sie — so!“

Der Dide demonstrierte die Umarmung an der Brust des Generalvertreters und schüttelte ihn hin und her. (Der Dide war kräftig und gut genährt.)

„Zu Füßen des Kreuzifixes war zu eine kleine Sammelbüchse für milde Gaben angebracht, wissen Sie, wo fromme Leute ab und zu etwas reinwerfen, wie die Sage geht. Ich habe nämlich noch nie gesehen, daß jemand in eine solche Büchse auf der Landstraße etwas reinemworfen hätte. Sie?“

„Zumeilen doch! Ich bin in meinem Leben allerdings schon sehr viel herumgekommen. Wenn ich Ihnen zum Beispiel erzählen dürfte, wie ich —“

„Während sie also das Kreuzifix so schüttelt, fällt ihr mit einmal ein großes Goldstück vor die Füße. Stellen Sie sich das Gesicht der Frau vor! Weiß nicht aus und nicht ein. Söhnte Not. Direkte Verzweiflung. Und das Stücklein ein Zwanzigmärkchen im Schoß. Direkt vom Himmel gefallen, wissen Sie, Na, aber ich glaube nicht an Wunder, wie gesagt. Ich fuhr also extra dahin mit meinem Auto, um mir die Geschichte mal bei Sonnenlicht anschauen zu lassen. Und was sehe ich, meinen Sie? Der Schatz der Sparbüchse war so schön und rotmweiß, daß auch nicht ein Pfennig durchfallen konnte. Um ein Zwanzigmärkchen reinzuwerfen, hätte man erst den Schatz der Sammelbüchse aufbiegen müssen. Ich hatte sofort meine Erklärung für das angebliche Wunder. Na, was meinen Sie, welche?“

„Es sind natürlich viele Erklärungen möglich. Ich erinnere mich da an eine Episode meines eigenen Lebens, wo auch einmal —“

„Ich fuhr also alltags wie gewohnt nach Freiburg zu einem Geschäft. Dort war nämlich die arme Frau mit dem Zwanzigmärkchen eingekerkert und erzählte den Leuten aufgeregt ihr Erlebnis. Die Leute sind zu dumm! Zunächst einmal hat man ihr gleich das Doppelte für das Goldstück gegeben. Aber die arme Frau wollte sich von dem Wundergeld nicht trennen. Na, endlich hat man ihr hundert Mark für das Goldstück, das der Himmel auf sie herabgeschüttelt hatte. Und sie war so schlau das Geld zu nehmen.“

„Wäre es denn nicht möglich, daß die Frau die ganze Geschichte nur erlitten hat und sich von irgend jemand zwanzig Mark auslieh, um das „Wunder“ zu inszenieren? Sören Sie zu, was mir da einfallen will. Als ich ähnliche Fälle alt war —“

„Kein, nein, daß der Frau die zwanzig Mark in den Schoß gefallen sind, ist schon richtig.“

„Ach, religios, sagen Sie. Da fällt mir eine Geschichte aus meiner Kindheit ein —“

„Drei Wochen später liegt man in der Zeitung die Aufzählung dieses Wunders, das sich natürlich im ganzen Schwarzwald herumgesprochen hatte. Fremden Freiburg hatte in einer Wohltätigkeitslotterie sehtausend Mark gewonnen. Er war offenbar ein guter Kerl, der auch etwas für sein Seelenheil tun wollte. Gelegentlich eines Ausflugs, den er ins Hölenthal machte, warf er ein Goldstück in die Sammelbüchse, die zu Füßen des Kreuzifixes angebracht ist, und achte gar nicht darauf, ob das Goldstück auch wirklich durch den Schatz gefallen war. Natürlich lag es oben auf. Tags darauf kam die arme Frau mit ihrem Kind des Wegs, schüttelte das

Kreuzifix, wie ich es Ihnen vorhin gezeigt habe, und da fiel das Goldstück ihr zu Füßen. Da haben Sie das Wunder. Sehen Sie, so entstehen alle abergläubigen Geschichten. Wie finden Sie das?“

„In meinem Leben haben sich noch viel merkwürdigere Dinge ereignet. Ich war neungeht Jahre alt —“

„Da sind wir schon in Gisingen. Gleich kommt Karlsruhe, wo ich leider ausweichen muß. Aber habe ich Ihnen zu viel gesagt, als ich sagte, daß Sie staunen werden? Es ist wirklich ein klassischer Fall von Wunderbildung. Ich treue mich übrigens, Ihre Bekanntheit gemacht zu haben, und danke Ihnen für die angenehme Unterhaltung. Wenn Sie mal nach Mannheim kommen, besuchen Sie mich. N. D. 4 wohne ich. Es ist ein idyllischer Kasten, aber ich wohne direkt gegenüber. Da zieht man nicht gern. Und wenn Sie kommen, werde ich Ihnen einen Glühwein zeigen, der es auf mein Leben abgeben hat, als ich unten bei den Buchlegern war. Ich handelte damals mit Rosenzweigen. Es ist eine der tollsten Geschichten, die Sie je gehört haben werden. Wenn ich es recht bedenke, habe ich solche Wunder, wie die mit dem Zwanzigmärkchen, duzende Male erlebt.“

„Ob, auch mein Leben verließ höchst ereignisreich. Ich war zwar nie bei den Parus —“

„Da hilft der Zug. Gute Reise also. Und vergessen Sie nicht, Mannheim: N. D. 6.“

„Sagen Sie nicht N. D. 4?“

„Ja, da wohne ich. Aber N. D. 6 ist mein Büro. Ich habe da einen kleinen Gebetszettel hingehen, den ich mal direkt von einem Kerler kaufte und auf dem — ja also leben Sie wohl!“

Der Dide rief aus, mußte Leute zur Seite schieben, um hinauszugetreten und war sofort im Gewühl untergetaucht. Philipp Ossendorf blieb melancholisch zurück. Neue Leute stiegen ein; aber er hatte sich vorgenommen sich in Schweigen zu hüllen. Er war verstimmt, daß er nicht von sich hätte erzählen können. Der Dide — wie hieß er doch gleich? — war eigentlich wenig fein in seinem Betragen, ihn nicht zu Worte kommen zu lassen. Na, hol ihn der Teufel? Hat mir den Fuß zertrampelt, Äsche auf mein Haupt gestreut — Frolet!“

Draußen auf dem Perron wurden Schwärme ausgeschrien. Ossendorf ging aus dem Perron und erbat sich ein halbes Häschchen Wein und zwei Päckchen Kaffee. Er nahm sie in Empfang, stellte die Sachen auf seinen Tisch und wollte bezahlen. Die Bedientin war sehr. Altmäßig! In einer lächerlichen Bewegung, die ihm den Instinkt eingegeben hatte, griff er nach der Uhr. Die Uhr war fort. Er sank auf den Stuhl, verbrühte die Kaffeesatzschalen und machte sein dümmstes Gesicht. Das Wunder! dachte er. Er wollte nach dem Kerler gehen, um sich zu entschuldigen. Aber der Zug hatte sich schon in Bewegung gesetzt, und auch der Kerler war fort. Draußen lief der Verkäufer neben dem Zug her und schrie um sein Geld.

## Ein Roman flieht sich um 17 Kreuzer

In Hisingen fand ein Arbeiter in seinem Garten sechs Silbermünzen im Wert von 17 Kreuzern. Die sechs Münzen sind nach der DBZla. folgender Prägung: Selen Kaiser Karl Ludwig Maria 1822, Selen Kaiser Franz Joseph I. 1802, Selen Kaiser Franz Joseph I. 1802.

Diese Münzen sind keine Seltenheiten, jedem Sammler sind sie bekannt; und wir lächeln heute über die deutsche Vielstaltigkeit mit selbstberühmtem Mächtig. Der Finder hat die Münzen dem Badischen Ministerium in Karlsruhe vorgelegt mit der Bitte um Verwertung. Eröffnet diese Ausprägungen auch seinen letzten Fund, so einem um so wertvolleren Einblick in jene Zeiten des fahrenden Volkes, als noch alle 50 Kilometer Entfernung eine andere Oberhoheit herrschte und trübe trübe Kriege geführt wurden. Das Bad. Ministerium läßt u. a.: „Die Münzen stammen aus der Zeit von 1870 bis 1805 und stellen offenbar eine kleine Barockart dar von 17 Kreuzern. Vielleicht haben sie einem wandernden Handwerksmännchen oder einem Kreisbauern gehört, der in Hisingen in der Fremde gestorben ist und auch hier begraben wurde, ohne daß man seine Sache genauer durchsicht hätte. Als sein Todesjahr darf 1805 oder 1806 angenommen werden. Der Besitzer der Münzen dürfte nicht nach der Zusammenlegung des Bundes aus dem Kreisgau oder der Ortenau ausgewandert zu sein, vielmehr aus dem heutigen badischen Mittelteil. Im Sagen (Land des Bundes) und in der Landratskanzlei Hisingen (Nachbarland) liegen um 1805/06 solche Münzen nicht um.“ So weit das Ministerium. Dem sei hinzugefügt, daß der einjährige Gefährter nur ein w a n d e r n d e r K r i e g s - oder Handwerksmännchen sein kann, weil in dem angenommenen Sterbort in Hisingen, das damals zum Baden Hohenzollern gehörte und unter dem damaligen Lehensman Bartholomäus von Hornstein stand, Friede herrschte. Nach all diesen Feststellungen könnte nun der Roman um diese 17 Kreuzer weitergesponnen werden.

## Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirfauer  
Copyright by Verlag Carl Dunder-Berlin.

61 (Nachdruck verboten.)

Sie war ein großes, hübsches, verdes Frauenzimmer, mit so herrlichen Zähnen, daß ihr dunkler Teint beleuchtet erschien, wenn sie lachte. Sordidwörtlich war ihr vollstoppiger Mutterwitz und eine nie verblühte Schlagfertigkeit. Sie war schon eine Kavalierin, wenn die der Kampf sich lohnte.

Mit Recht empfand sie die Einladung als eine Bräutigams- und Herausforderung. Siehst du, Dide, mich heiratet man! Mich heiratet der Dr. Charles Dohm. Der große Astronom. Mich, die du immer den „feienhellen Embryo“ genannt hast. Der feienhelle Embryo heiratet einen Doktor und Gelehrten. Hé si!

Doch sie nahm an. Nicht sehen, daß der Schuß ins Schwarze getroffen hatte. Im Gegenteil. Derselb und Lebenswärtig sein. Der Kampf war ja nun zu Ende. Freilich, mit einer Niederlage für sie.

Bregide rüstete das Fest. Im Hotel de Villeneuve war das Hochzeitsmahl bestellt mit Tanzkapelle und lustigen Ueberraschungen à la Zad Bar. Nach dem Gelage Bal paré. Die Herren waren zwar sehr in der Minderzahl, sie mußten vorzüglich geliebt werden. Sie wollten keinen Krakeel an ihrem Ehrentage. Aber die Mädchen tansten ebenso gern miteinander.

Sie bereit geschäftig mit den Freundinnen Brette und Zifine. Die kleine Kesse gönnte Bregide ehrlich ihr Glück. Brette rana mit ihrem Reide, weil sie eine solche niedrige Regung nicht für vornehm hielt, war aber trotzdem überseut, daß sie tausendmal besser zu dem Astronom gepaßt hätte. Passons la dessus! Er hatte nun mal unbeeidlich gewählt.

„Was denkst du?“ griffelte Bregide mit krauer Stirn. „Soll ich das Brautkleid ganz aus Spitzen nehmen oder aus ganz zartem Chiffon? Mit zwei Stimmen Mehrheit wurde Chiffon angenommen. Dann mußte der Brautseiler natürlich gegen einen ehernen Epiken sein. Der „Basar Bola“ schneiderte das Kleid, die Galerie de Paris lieferte den Schleier.“

„Ob ich einen Krakenkrans riskiere?“ foragte sich Bregide. Zifine enthielt sich der Stimme. Gab Jousagen einen weißen Settel ab. Doch Brette widersprach energisch. „Kranz schickt sich nicht für uns. Wenn ich heirate, trage ich überhaupt keinen Kranz.“

„Doch“, widersetzte sich die Braut mit Berne, „Kranz muß sein. Aber vielleicht doch lieber Orangenblüte. Man muß seinen Feinden seine Angriffsfläche zu berechneten Sohle bieten.“

Sie schleppete Deter in ein vornehmendes Serrenkonfektionsgeschäft. Dieß dem stumm und besüßigt Gewährenden einen klotten Gehrod verpassen. „Ah, tu es chic et gentil, toi!“ schmelzte sie bei der letzten Anprobe.

Große Dinge waren im Werden. Das Quartier siebte, Brette siebte, die Brautbräutigamen siebten, es waren Tage höchster Spannung und Erwartung für diese lebhaften kleine Frauenzimmer in dem großen Ocean Marzelle.

Endlich brach der erste Tag der Ehren an. Das sorgfältig, noch vielen Beratungen der Frauen, festgestellte Programm sah vor: 11 Uhr. Eheschließung auf dem Standesamt der Maire. Der Götent und der schöne Maler mit dem schwarzen Haar und grauen Barte aus dem „Zad“ als Trauzeugen.

11.45 Uhr Fahrt der Galatulle zur Kirche St. Héroas am Quai des Belges. Trotz Deters gelindem Einspruch hatte sie auf der höchsten Weibe bestanden. Eine Hochzeit ohne Lichterzagen, Glöckengeläut, Orgelspiel und Priesterlegen? Jamais! Er fügte sich, wie er sich in allem gleichgültig fügte. Was ga an diesen lieben Kinderlein, wenn sie ihr Freude bereiteten!

Den Chor der Brautjungfern stellten Zifine und Brette. 12.30 Uhr Hochzeitsmahl im Hotel de Villeneuve.

Ganz früh schon kamen in ungeduldigem Nervosität die beiden Brautjungfern. Es gab noch so viel zu besprechen, probieren, beraten, anspandeln, zu ändern. Deter war überall im Wege.

„Geh, chéri“, hat zärtlich Bregide, schon und bisarr in ihrer heischen Bewegtheit wie nie zuvor, „geh eine Stunde spazieren. Nein, bleib zwei Stunden fort. Dann bin ich fertig und eine Ueberraschung für dich. Sieh dich auf eine Bank am Hafen. Wenn du um zehn zurück bist, ist es früh genug.“

„Gut, gut!“ nidete er bereitwillig. Er entrannt gern dieser stitzenden Festerlichkeit. Würde heute noch genug zu tun haben mit all dem Firzelen. Wolte aber gute Miene machen zu ihrem possitischen Ziele. Er hatte mit seiner Gleichgültigkeit gegen alles Irdische und Weltliche so vielen Frauen weh getan, warum aus der gleichen Quelle nun nicht einmal eine so hübsche, gute, herzens-warme Frau Glück schöpfen lassen?

Er ging um Hafen hinab, ging noch etwas gekneut und wackig, doch schon geträutigt und fitmer. Eine sichtliche Besserung war

eingetreten. „Das macht das nahe Eheglück“, foragte Bregide, „und seine Verpfichtungen.“

Um zehn kam er nicht zurück. Um halb elf wurde Bregide unruhig. Sie prangte schon im vollen Hochzeitsstaate. Zifine wurde zum Hofen geschickt, ihn zu holen. Um elf kam Zifine atemlos heim, weil sie meinte, sie habe ihn verkehrt, er sei längst zu Hause. Er war nicht zu Haus.

„Ihm muß etwas zugefallen sein.“ ängstigte sich die Braut. Die Freundinnen suchten sie zu beruhigen und zu trösten. Im eleganten Cut kam der Götent, im schwarzen Jackettansatz der Maler mit dem intelligenten Kopf und den Schöpferzügen. Auch sie sprachen Mut zu. Um viertel zwölf mußte der Götent in die Maire eilen, kurzen Aufschub zu erbitten.

Draußen auf dem Was war Hochbetrieb. Dort sammelten sich die Gäste und viele von den Nichtgeladenen, das Brautpaar zu sehen. Schon federate auf weichen Gummirädern unter einem allge-meinen bewundernden „Ah“ die Hochzeitskutsche heran. Der Dienst sprang gracios vom Bod. Die Schimmel scharrten kräftig mit best Vorderfüßen. Doch noch gab es keinen feurigen Trab. Noch fehlte der Brautgänger. Noch war für die wachsende Menge nichts meitel zu bekiffen als der vornehmste Wagen mit seinem weißgebeudelt Postfern, den Marzbenquiranten an den Fenstern und die fürstlichen Voreen des Kutschers und Lakaien.

Oben im Zimmer blühten Brautjungfern und Trauzeugen sich heimlich ketreten an. Ein Verdacht, ein dummes, sicher fallstet, atausamer Verdacht stieg fast gleichzeitig in allen auf. Ein Verdacht, den jeder weit von sich wies, der sich aber nicht verheudelt lieh, der ausdrücklich immer wieder zurücksummete, wie eine Sot-nisse, die Fiederblut gewittert hat.

War es möglich, daß er im letzten Augenblick bereit hatte und geklohen war? Hatte er vielleicht die ganze Zeit über nur Komödie gespielt, möglichst lange im warmen Neste zu schlummern! Aber als es nun galt, die Rechnung zu bezahlen, als la douloureux präferentiert werden sollte, war er verduftet!

„Schließt die Fenster!“ gebot Bregide mit verengter Stimme. Das Raunen der Menge draußen machte sie wahnfinnia. Wo hieß er? Auch sie untastete der böse schwarze Argwohn. Sie stieß ihn von sich. Das tat er nicht! Das war unmdällig. So war er nicht, so feig und brutal und gemein. Er nicht! Diese Schmach vor dem ganzen Viertel tat er ihr nicht an, diese fürchterliche untligbare Mut-tide Schande konnte er ihr nicht antun.

(Fortsetzung folgt.)